

## Über tausend Hügel wandere ich mit dir

Die Steinchen bohrten sich in ihre nackten Füße, es fühlte sich an, als ob sie Warzen hätte, und sie musste höflich aufpassen, mit den Zehen nirgendwo anzustoßen. Sie ging wie auf Scherben. Auch ohne die hinderlichen Sandalen fiel es ihr schwer, den anderen zu folgen.

Chantal und Carine blieben an ihrer Seite. Carine stumm, wie sie es die meiste Zeit gewesen war.

Chantal aber begann mit gedämpfter Stimme, damit Maria sie nicht verstehen konnte, einige Befürchtungen zu äußern: „Könnt ihr euch eigentlich vorstellen, dass Marias Familie uns bei sich aufnimmt? Obwohl wir nicht mal verwandt mit denen sind! Ich glaube nicht, dass die uns haben wollen. Warum sollten sie?“

„Maria hat es uns versprochen“, meinte Jeanne. „Sie war unsere Nachbarin. Ihr Mann war Tutsi. Ihre Kinder sind auch Tutsi.“

„Ich weiß nicht ...“, zweifelte Chantal. „Wir sollten überlegen, was wir machen, wenn die uns nicht haben wollen.“

„Ich kenne ein paar Leute in Zaza ...“, antwortete Jeanne, unterbrach sich jedoch im selben Augenblick, weil ihr einfiel, was Gatori über Onkel Alphonse und die Tutsi in Zaza berichtet hatte. Während der Ereignisse der letzten Tage hatte sie nicht mehr daran gedacht, aber nun erschreckte es sie plötzlich, unterwegs zu diesem Ort zu sein.

„... doch ich glaube nicht, dass sie noch da sind“, schloss sie düster.

„Wir werden sehen“, sagte Chantal. „Wenn wir nicht bleiben können, müssen wir eben zurück.“

Maria drehte sich ungeduldig zu den Mädchen um. „Jetzt redet nicht so viel! Was glaubt ihr, wann wir endlich da sein werden, wenn ihr so weiterbummelt!“

Gegen Mittag wurde es sehr heiß und Jeanne wusste nicht, was mehr brannte: ihr Hals oder ihre Füße, die sich auf dem aufgeheizten Boden inzwischen wund gelaufen hatten. Sie schwitzte. Trotz der Hitze trug sie noch immer Jandos Sweatshirt. Sie brachte es nicht über sich, es auszuziehen, vor lauter Sorge, es könnte ihr an einer der Sperren weggenommen werden.

Olivier quengelte und jammerte vor sich hin, weil er nicht mehr laufen konnte, und Maria, die sichtlich erschöpft und inzwischen sehr gereizt war, zerrte ungeduldig an seiner Hand. Er heulte auf.

„Warte, ich nehme ihn!“, bot sich Chantal an. Sie hob den Kleinen hoch. Bis zu einer Siedlung, die sie eine halbe Stunde später erreichten, trug sie ihn Huckepack.

„Wir machen hier Rast und fragen irgendwo nach Wasser“, keuchte Maria. „Das müssen sie uns geben.“ Dicke Schweißperlen standen auf ihrer Stirn. Ihre Lippen waren aufgesprungen.

Schon am ersten Hof stapfte sie zielstrebig durch das große, geöffnete Tor. Die Kinder folgten ihr. Sie fanden eine junge Frau an einer Feuerstelle vor. Ein paar Kinder hockten um einen großen Mörser und zerkleinerten etwas. Neugierig blickten sie den Eindringlingen entgegen.

Maria steuerte auf die junge Frau zu, die sich umwandte und ihren Rührlöffel beiseite legte.

„Können wir bitte etwas Wasser haben?“, fragte Maria.

Die Frau nickte freundlich.

„Louis, geh und hole Wasser für die Leute!“, befahl sie einem ihrer Jungen.

Er griff nach einem Plastikbecher neben sich, rannte damit zur Regentonne, kehrte mit dem gefüllten Becher zurück und reichte ihn Maria, die zuerst Olivier, danach Gasanas Söhne trinken ließ. Der Junge lief ein zweites Mal zur Regentonne. Nachdem Chantal und Carine ein paar Schlucke getrunken hatten, reichten sie den Becher an Jeanne weiter.

Obwohl ihr Durst mittlerweile unerträglich war, zögerte sie. Sie mochte nicht mit anderen aus einem Becher trinken.

Außerdem konnte das Wasser vergiftet sein. Misstrauisch schielte sie in den Becher, und als sie dort etwas Schwarzes entdeckte, das sich auf dem Grund abgesetzt hatte, ekelte sie sich so sehr, dass sie das Wasser ohne nachzudenken einfach auf den Boden goss.

Maria zeterte: „Was fällt dir ein! Du solltest dankbar sein, dass man uns hier zu trinken gibt!“

„Ich will nichts trinken, was so dreckig ist!“ erwiderte Jeanne trotzig. „Davon wird man krank!“

„Alle anderen haben auch getrunken! Stell dich nicht so an!“, blaffte Maria. Dann bat sie verlegen noch einmal um Wasser für sich.

Als sie wenig später unter der stechenden Sonne zwischen Bananenplantagen, Maniok- und Süßkartoffelfeldern ihren Weg fortsetzten und nirgendwo mehr ein Haus in Sicht kam, wurde Jeanne's Durst so quälend, dass sie es fast bereute, ihrem Ekel nachgegeben zu haben. Doch der Widerwille gegen alles, was nicht sauber war und von Fremden kam, steckte noch so tief in ihr, dass sie ihn nicht überwinden konnte.

So war sie heilfroh, als sie an der nächsten Barrikade von einem heftigen Wolkenbruch überrascht wurden. Unter dem Schutz eines Wellblechvordachs vor einem unbewohnten Haus warteten sie ab, bis es vorbei war.

Maria nutzte die Zeit, um Sophie die Brust zu geben, und Chantal hielt ihre verletzte, inzwischen vereiterte Hand in den Regen hinaus. Währenddessen schaute Jeanne sehnsüchtig auf die riesige Wassermenge, die der Himmel auf die Erde schüttete. Die Pfützen füllten sich im Nu bis zum Rand.

Und noch bevor es aufgehört hatte zu regnen, brach die Sonne wieder hervor. Ihre Strahlen durchdrangen die Tropfen, die nun gleißend vom Himmel perlten. Jeanne tat einen Schritt nach vorn, streckte die Hände aus und versuchte ein paar von ihnen aufzufangen. Unwillkürlich erinnerte sie sich an etwas, das Nyogokuru früher gesagt hatte, wenn es regnete und gleichzeitig die Sonne schien. „Jetzt stirbt ein Weißer und Gott weint.“

Als der Regen aufhörte stürzte sie sich sofort zu einer Pfütze, schöpfte das Wasser und schlürfte es gierig in sich hinein. Das es mit Erde vermischt war, hielt sie nicht ab. Dieser Schmutz war ihr vertraut. Maria beobachtete sie mit gerunzelter Stirn, ließ sie aber gewähren.

Später pflückten die Kinder im Vorübergehen große Blätter von den Pflanzen am Wegrand und leckten das Wasser ab, das sich darauf gesammelt hatte.

Erst am späten Nachmittag kam Zaza endlich in Sicht. Jedoch ein anderes Zaza, als Jeanne es in Erinnerung hatte.

Ganze Teile des Ortes waren zerstört. Angesichts der fehlenden Dächer und der von Bränden gerußten Hausmauern dachte Jeanne an ihr Elternhaus, an den friedvollen Anblick, als sie es zum letzten Mal gesehen hatte, und die Vorstellung, dass es nun ebenso trostlos aussehen musste, schnürte ihr die Kehle zu. Sie fragte sich, was sie in Zaza erwarten mochte.

Quelle: Hanna Jansen: Über tausend Hügel wandere ich mit dir. Droemer Knauer, 2004, S. 60 – 61